

Gadi Algazi

Die sozialen Voraussetzungen der Geistesabwesenheit



Geboren am 2. Oktober 1961 in Tel Aviv; 1981–85 Studium der Europäischen Geschichte und der arabischen Sprache und Literatur an der Universität Tel Aviv (B. A.); 1985–86 Studium der mittelalterlichen Sozialgeschichte, Islamwissenschaften und Literaturwissenschaft an der School of History, Universität Tel Aviv (M. A.); 1986–91 Studium der mittelalterlichen Geschichte, Arabistik und französischen Philologie an der Georg-August-Universität Göttingen (Dr. phil. 1992); 1989–91 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen; 1991 Rückkehr nach Tel Aviv, seither Lehrtätigkeit am Seminar für Geschichte der Universität Tel Aviv, tätig am Institut für Deutsche Geschichte und Mitbegründer des Graduiertenprogramms für Kulturforschung, Universität Tel Aviv. – Adresse: Department of History, Tel Aviv University, 69978 Ramat Aviv, Israel.

Als ich mein neues Arbeitszimmer im Wissenschaftskolleg im Oktober betrat, war es noch fast leer. Meine Bücher waren noch nicht da, Briefe und Ordner noch unterwegs. Auf den Bücherregalen standen aber die grauen Bände des Jahrbuchs, und ich fing gleich an, darin zu blättern. Beim Lesen wurde ich an meinem ersten Tag im Kolleg in die Lage desjenigen versetzt, der auf das schon verbrachte Jahr zurückblickt und versucht, durch eine Mischung administrativer Prosa und persönlicher Erinnerung einen ordentlichen Bericht zu verfassen: Eine Übung in der literarischen Gattung des Arbeitsberichts, fiktiv fast wie ausführliche Forschungsvorhaben. Dieser Text, habe ich mir etwas alarmiert gemerkt, wird noch geschrieben werden müssen. Andererseits habe ich beim Lesen auch gelernt, daß viele meiner Vorgänger während ihres Jahrs im Top-Biotop nicht das gemacht haben, was sie ursprünglich vorgehabt hatten. Das war schon beruhigend.

Auf meinem leeren und deshalb noch ordentlichen Arbeitstisch stand jedoch der Rechner. Umgehend fand ich mich im Karlsruher Virtuellen

Katalog wieder. Dies war ebenfalls eine zukunftsweisende Erfahrung: Der Aufenthalt im Wiko war in der Tat wie eine Eintrittskarte in die viel beschworene, aber selten verwirklichte virtuelle Bibliothek. Denn beinahe all das, was auf dem Bildschirm verzeichnet war, war nun auch tatsächlich erreichbar geworden. Wer außerhalb des Kreises der gut bestückten Bibliotheken und der funktionierenden Fernleihesysteme von Westeuropa und Nordamerika arbeitet, wird das zu schätzen wissen. So fingen die Bücher an, in meinem Zimmer zu landen. Manche gleich am Tag darauf, einige ließen etwas auf sich warten, verweilten auf dem Tisch, dem Bett oder auf dem Boden, verrichteten ihr Geschäft über kurz oder lang und verschwanden wieder. Hinter dieser Flut von Büchern stand ein wunderbares, kompetentes – und in meinem Fall muß ich hinzufügen: äußerst verständnisvolles – Bibliotheksteam. Sie haben nicht nur Bücher gefunden, die ich schon sehr lange gesucht hatte, sondern auch nicht wenige Publikationen, von denen ich nichts wußte.

Die ersten vier Monate im Kolleg habe ich mit den Gelehrtenhaushalten der frühen Neuzeit verbracht. Hier ging es um einen zentralen Aspekt meines Forschungsprojekts, über die Geschichte des Gelehrtenhabitus zwischen 1400 und 1700 – den Prozeß der Etablierung der Gelehrtenfamilie in nordeuropäischen christlichen Gesellschaften, in denen – anders als in muslimischen und jüdischen Gemeinden – das Gelehrtenzölibat im Mittelalter vorherrschend war. Im Zuge dieses Prozesses mußten die Gelehrten sich selbst neu definieren, ihr Verhältnis zur Welt unter gewandelten Bedingungen sichtbar machen. Durch die Aufgabe des Zölibats, die Gründung von Familienhaushalten und ihre stärkere Einbettung in städtische und höfische Gesellschaften schien ihre Lebensweise sich der anderer anzugleichen; Selbststilisierung und die Schaffung symbolischer Distanz sollten sie nun von den anderen erneut abheben. Doch nicht nur um ihr Selbstbild ging es, sondern auch um die Etablierung neuartiger Familienstrukturen, um die Organisation ihres Alltags und die Umformung ihres Habitus.

Dann wandte ich mich einem völlig anderen Zusammenhang zu – den Dialogen unter Herren und Bauern auf spätmittelalterlichen Dorfversammlungen, die mich seit längerem faszinieren. Tausende Texte, die solche Interaktionen beschreiben oder ihren Verlauf vorschreiben, sind überliefert. Es ging um einen weiteren Versuch, die Logik einzelner Züge in einer besonders gut dokumentierten Serie solcher Interaktionen zu rekonstruieren, um Tradition als ein Gespräch zwischen Ungleichen zu begreifen. Sollten solche Experimente gelingen, so werden wir neu überlegen müssen, was „Tradition“ war in dieser „traditionellen“ Gesellschaft und wo ihre Autorität herkam. Als ich das Kapitel über die Bauern von Becheln, die Herren von Greiffenclau und deren Schreiber unserer höchst

unformellen Arbeitsgruppe, dem „Pentagon“ vorlegte (diesmal war das eigentlich ein Hexagon: Luca Giuliani, Charlotte Schoell-Glas, André Laks, Franco Moretti und Hans Belting), dachte ich mir, daß ich der Rekonstruktion der Mikrodynamik eines schriftlich überlieferten Gesprächs noch nie so nah war, doch diese Gruppe gutgelaunter und sehr aufmerksamer Leser hat mich eines Besseren belehrt. Die erneute Lektüre des Textes und gute Funde im Archiv haben gezeigt, daß sie recht hatten. Die Stellen im Text, die mir zunächst undurchdacht und fast verworren erschienen, erwiesen sich als ausgefeilte Züge im Dialog.

Damit verbrachte ich zwei Monate, bevor ich zu den Gelehrten zurückkam, die „das Wetter in ihren Köpfen beobachten“ (Lichtenberg). Ein Beitrag für einen von Peter von Moos herausgegebenen Band über den Fehltritt hat mir eine Gelegenheit geboten, einen anderen Zugang zur Geschichte des Gelehrtenhabitus zu erproben. Unter den sozialen Gruppen der vormodernen Welt machten nur die Gelehrten aus dem Fehltritt eine Art Standeszeichen. Wieso wurden Vergeßlichkeit und Zerstretheit zum festen Bestandteil ihres kulturell kodifizierten Bildes? Wie läßt sich erklären, daß Geistesabwesenheit zum Erkennungsmerkmal des „Mannes von Geist“ geworden ist? Welche Einsichten kann man sich von einer Geschichte des Fehltritts versprechen? Um diese Fragen dreht sich der daraus entstandene Text, der das Grundgerüst für ein weiteres Kapitel meines Manuskripts über den Gelehrtenhabitus gibt.

Die Bücher, die ich jeden Tag von der Bibliothek in mein Zimmer schleppte, führten mich nicht nur in ferne Zusammenhänge hinein. Sie trugen zugleich die Spuren von Berlin selbst, von ihren Bibliotheken und ihrer Geschichte, und verwiesen damit auf das, was uns mit der Stadt verbindet. Genau dies hieß für mich, im Wissenschaftskolleg zu arbeiten. Dafür zwei Beispiele. Zusammen mit anderen Freunden versuchte ich, die Herausgabe des Nachlasses eines verstorbenen Freundes voranzutreiben. Zu diesem Zweck bestellte ich sein erstes Buch, das zugleich seine Berliner Dissertation war. Gekommen ist zwar das in München erschienene Buch, doch als Dissertationsexemplar der Freien Universität gebunden: Vorne war die getippte Titelseite der Dissertation aufgeklebt; hinten wurde das Curriculum Vitae des Autors beigefügt. Die kleinen Abweichungen von den üblichen Sprachregelungen des obligatorischen offiziellen Lebenslaufs waren nicht zu übersehen. Es war, als ob ich einen Brief von einem Menschen bekäme, der nicht mehr da war.

Das andere Beispiel hat auch mit der unvorhersehbaren Bedeutung solcher Texte zu tun. In unseren letzten Wochen in Berlin kam noch ein kleines Projekt hinzu. Dora versuchte, einiges in Erfahrung zu bringen über die Menschen, die in dem Haus in Schöneberg, in dem wir zwei Jahre verbracht hatten, vor 1945 gewohnt hatten. Wir wußten nicht, wie viele von

ihnen überlebt haben. Als wir mit unseren Kindern in die Wohnung einzogen, erzählten uns die Nachbarn, daß bei einem der älteren Mieter, der in den siebziger Jahren gestorben ist, noch ein Regal mit „jüdischen Büchern“ gefunden wurde. Im Landeshauptarchiv traf Dora auf große Hilfsbereitschaft. Unter den Mietern stieß sie auf einen Juristen namens Alfred Roth. Ob ich vielleicht seine Dissertation aufspüren könnte? Ich fand drei Personen mit Namen Alfred Roth, unter ihnen den Menschen, den wir suchten: 1901 in Budapest geboren, besuchte er die gymnasiale Abteilung der Hohenzollernschule in Schöneberg. Seine Dissertation trug den Titel „Die Buße im Strafrecht und Strafprozeß“, vorgelegt in Würzburg 1932. Er wohnte zuletzt im dritten Stock im Gartenhaus zur Untermiete.

In meinen letzten Tagen in Grunewald dachte ich an die ungeheure Distanz zwischen dieser grün belaubten Umgebung und dem hitzigen Alltag, der uns zu Hause in Tel Aviv erwartet. Nun scheint Berlin schon sehr fern, die von Israel besetzten Gebiete stehen in Flammen, die israelischen Intellektuellen haben die Tugend der Staatstreue wieder entdeckt. Für gelehrte Abgeschlossenheit gibt es jetzt keinen Platz – und das ist gut so.